Phocas

Autor(en): **Hallström, Per**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 1

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-662281

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ihr nicht vor anderen breitgetreten wird. Eine Art Schutz- und Trutzbündnis muß sie mit dem Sohn schließen, das fern ist von verweichlichender Affenliebe, die nicht den Mut hat, auch strenge Richterin zu sein, wenn's not tut.

Es ist schier unermeßlich, welch ein Segen darin ruht für den jungen Menschen, vor wie vielen Gefahren er bewahrt wird, wie so mancher falsche Schritt von ihm ungetan bleibt, wenn Mutter und Sohn in engem Freundschaftsbund zusammenstehen.

Selbst die einfachste, ungelehrteste Mutter kann diese Vertrauensstellung dauernd bei ihrem heranwachsenden Sohne behaupten, wenn sie es nur versteht, ihm von Anfang an die Überzeugung beizubringen, daß das Mutterherz das einzige Plätzchen auf Erden ist, wo es für jegliche Kümmernisse Trost, Anteilnahme und Verständnis in Freud und Leid gibt.

Phocas.*)

Phocas wohnte ein gutes Stück vor den Mauern Sinopes in einem Garten, den er vor langer Zeit geerbt hatte und der gerade groß genug war, daß er ihn allein bestellen konnte. Der füllte seinen ganzen Tag aus, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Da waren tausend Dinge zu tun: Obstbäume zu pfropfen, zu umgittern und zu stützen, Weinranken zu schneiden und mit rotbraunen Weidenzweigen aufzubinden, so daß sie die beste Sonnenwärme hatten; Gemüse zu säen und zu pflanzen, zu gießen und zu beschatten; Schnecken abzulesen und kleine Reisigfeuer zu entzünden, wenn der Frost im Frühling die Blüten bedrohte. Jeden Abend, wenn er seine Arbeit beendet hatte, war sein Antlitz lächelnd und heiter, und sein Rücken und seine Glieder schmerzten vor Müdigkeit.

Auch schlief er sehr gut, und all die Veränderung, die sein Leben ihm brachte, war die der Jahreszeiten; aber die glitten so still und unmerklich ineinander, daß es ihm selten einfiel, sie zu Jahren zusammenzufügen und nachzudenken, wie viele er durchlebt hatte, und wie viele ihm wohl noch beschieden sein mochten.

Zuweilen kamen Wanderer und klopften an seine Tür, wenn ihre Füße zu geschwollen waren, um bis zur Stadt ihren Dienst zu tun, oder wenn sie kein Geld hatten, um ein Nachtlager zu bezahlen. Phocas nahm sie alle mit gleicher Freundlichkeit auf, bot ihnen von dem Obst und dem Gemüse an, das er hatte, und überließ ihnen seine kleine Kammer zur Nachtruhe. Selbst ließ er sich dann in dem vorderen Zimmer auf der nackten Diele nieder und steckte die Füße in einen umgestürzten Bastkorb, um es nicht gar zu kalt auf den Steinen zu haben, und schlief dort ebensogut.

Was von dem übrig blieb, was der Garten schenkte, verteilte er unter die Armen der Umgegend, einem jeden, der ihn ansah und die Hand ausstreckte. „Nimm es mit Gottes Segen!" sagte er, „er hat es wachsen lassen." Mehr Worte fand er selten; aber die Früchte schmeckten so mild und gut, viel besser als die anderer, und Phocas Stimme war so still und sanft und seine Miene so beruhigend, daß so mancher mit dem Gefühle von dannen ging, bei ihm hause das Glück stiller und größer als es irgendeinem anderen eigen, und man wunderte sich, daß es keinen Neid erregte, nur Sehnsucht. Man sah sein Bild und seine Augen vor sich und grübelte, wie er zu dem geworden, was er war, und schien noch begieriger, eine Antwort auf diese Frage zu erhalten, als abermals von den erquickenden Früchten zu kosten.

So kam es, daß mehr als einer bereit war, Phocas Glauben zu teilen, und ihn bat, ihn zum Priester zu geleiten, der dann eines Nachts an irgendeiner verborgenen, kühl rieselnden Quelle die Taufe vornahm. Man verlangte auch von ihm selbst Unterweisung in den Geheimnissen seiner Lehre; aber da streckte er seine abgearbeiteten Hände vor sich aus, so, als hätte er etwas aus ihnen fallen lassen, und lächelte demutvoll.

„Ich weiß nicht mehr, als was ich euch gesagt habe," antwortete er, „Geheimnisse habe ich keine und verstehe so wenig. Die Früchte kann ich euch geben; was sie nun wert sein mögen, so kommt die Gabe doch immer von Herzen — aber sagen, wie sie entstanden und gewachsen und gereift sind, das vermag ich nicht. Es braucht Regen, es braucht Sonne; man muß sie so sorgsam und genau pflegen, als ob sie kleine Kinder wären, und an mehr kann man nicht denken."

In der Gemeinde saß er zu äußerst im Kreise und nickte hie und da seelenvergnügt,

*) Zur Empfehlung des Buches aus: Novellen von Per Hallström. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig.

wenn ein Wort fiel, das er so recht von Grund aus begriff, aber selbst sprach er nie. Er begann alt zu werden. Das Haar ergraute, und der Rükken wurde immer gebeugter, je mehr Ranken und Schößlinge er gegen das Licht aufband.

Was er in seiner ganzen ihm teuren kleinen Welt am meisten liebte, das waren die Blumen. Er zog keine, denn die Erde war ja eigentlich dazu da, um Nahrung für hungrige Münder zu tragen; aber hier und dort an den Rändern seiner Felder oder auf den Weglein dazwischen blieben sie stehen, wie die Erde sie von selbst gab, und auf dem steinigsten Boden, auf dem Gipfel des Hügels, wo er noch nicht urbar gemacht hatte, wuchsen sie üppig wild.

Mitten im Winter standen die weißen und rosigen Sterne der Tausendschönchen dicht in dem falben Gras. Goldblumiger Krokus kam nachher, so, als wäre die Erde in kleinen Sonnenflämmchen aufgelodert, um der großen zu begegnen.

Die Anemonen mit ihren flaumigen Stengeln und den runden Köpfchen, die so rasch müde wurden, brachten jede ihre besondere feine Schattierung von Violett bis hinab zum Blau und hinauf zum flammendsten Rot. Die feinen Narzissen beugten den Hals so zierlich, obgleich kein Spiegel da war; die Hyazinthen kräuselten ihre Kelche wie die Locken der schönen Fabelwesen, der Nymphen und all der anderen, an die man nicht mehr glauben sollte, von denen man aber unmöglich viel Böses glauben konnte. Unzählige andere waren da, alle gleich schön und seltsam. Und wenn der Frühling ganz erblüht war und seine ganze Luft mit dem Jubel und der brennenden Unruhe der Nachtigallen zusammenklang, da fand er an vielen Stellen weiße Lilien, in denen das Rot durch das Netzwerk der Adern schimmerte und sich tief innen verdichtete, als trügen sie da ein Herz.

Er war sehr behutsam, auf keine zu treten, und wenn er die opfern mußte, die seinem fruchtbaren Erdreich Eintrag taten, dann geschah es nach einem kurzen stummen Kampf, und er mußte sich recht eindringlich ins Gedächtnis rufen, daß Grenzlinien gerade sein sollen, bevor er sich entschließen konnte, die Furche mit dem Pfluge zu ziehen. Er sah sich auch nicht gerne um, wenn es geschehen war. Aber dies war fast die einzige Wolke an dem Himmel seines Glückes, und auch die verscheuchte er mit einem nachdenklichen und sonnigen Lächeln über seine menschliche Schwäche.

Eines Abends zu Anfang des Sommers kamen zwei Männer auf der Wanderung von der Stadt zu ihm.

Sie schienen es eilig zu haben und ungeduldig und müde zu sein, böse aufeinander nach Zwisten über Weg und Steg, wohl auch uneinig mit sich selbst, ob sie bleiben oder weitergehen sollten. Sie hatten nach ihrem Ziele gefragt, sagten sie, aber betrügliche und verwirrende Antworten erhalten. Die Menschen logen, aus purer Arglist; die Welt war voll Verdrießlichkeiten, die Steine brannten die Füße, und nun mußten sie Obdach für die Nacht begehren, um sich am nächsten Morgen besser vorzusehen.

Phocas stand in seiner Tür und sah sie dunkel gegen das Abendlicht, mit düsteren, verzerrten Mienen. Hinter ihren Köpfen lag die Stadt mit einer Luft, die unruhig und dicht war vom Rauche aller Herde und all dem wetteifernden wunderlichen Hasten dort unten.

„Man merkt es, daß ihr von dort kommt," sagte er, und er dachte an die Gerüchte, die nun seit einiger Zeit auch zu ihm gedrungen waren: daß es sich draußen in der Welt zu Haß und bösen Taten und allerlei Gefahr zusammenballte. Viele waren in Angst geraten und hatten um ihre Kindlein geklagt; einige hatten sich sogar auf die Wanderschaft begeben und hatten nachts schwere Lasten über die steilen Wege der Hügel geschleppt, wobei sie jeden Ausruf erstickten, wenn sie strauchelten. Selbst hatte er dies wie alles andere mit Ruhe aufgenommen.

„Von dort kommt wenig Gutes," fügte er hinzu. „Seid nun froh, daß ihr das hinter euch habt, und ruhet aus und nehmt mit dem vorlieb, was ich euch zu bieten vermag!"

Er führte sie hinein und entzündete ein paar Lampen für die Gäste; aber er hatte so viel für sie zu besorgen, daß er kaum dazu kam, sie anzusehen, bis alles bereit war und er ihnen den Imbiß zum Tische trug. Es waren gerade keine schönen Gesellen. Ihre Hände waren schwielig, ihre Ohren von Faustkämpfen plattgedrückt. Die groben, kurzhaarigen Augenbrauen taten das ihre dazu, um den Blick stechend und roh zu machen. Aber sie ließen es sich wohl schmecken, und schon das erfreute Phocas so sehr, daß er sie weniger häßlich fand. Selbst aß er nichts, sondern dachte nur, wie er es den Gästen am besten und bequemsten einrichten sollte.

Sie sahen nun zufrieden aus, hatten die Beine von sich gestreckt und ihre Waffen neben sich gestellt.

„Wir sind mit einem wunderlichen Auftrag ausgezogen," sagte der eine; „ganz gruselig erscheint es jetzt, wo wir hier so ruhig und behaglich sitzen. Könnte man nur seinen Wanst füllen, Alter, und die Glieder ausstrecken und weiter nichts, dann wäre die Welt gar nicht so übel. Aber man muß gar manches tun, um zu leben."

Phocas nickte freundlich und gedankenvoll. „Das muß man." Aber da er gar nicht neugierig war, fragte er nicht, was für eine Arbeit sie nun vorhatten.

„Die Leute hecken so viele böse und gottlose Neuigkeiten aus," sagte der andere hitzig und nickte mit seinem plumpen Kopfe dazu, so, als könnte er nur auf diese Weise die Gedanken losschütteln. „Das kann nicht so weitergehen, und wer Fäuste hat, muß eingreifen."

Ja, die Leute kommen auf so vieles, dachte Phocas und entsann sich der beunruhigenden Gerüchte, die zu ihm gedrungen waren, aber er wollte doch nicht in den Urteilsspruch über seine Mitmenschen einstimmen.

„Lieber Freund! Man muß es ruhig nehmen, kommt Zeit, kommt Rat," sagte er bloß. „Sie haben doch wohl alle etwas Gutes im Sinn, wenn sie es auch dann in der Eile vergessen. Es weht ja auch so kalt und häßlich im Herbste, aber das ist nur, damit alle Samen sich mit dem Winde verbreiten."

Der Mann hörte ihm nicht zu; er fuhr fort: „Nun sind wir ausgesandt, einen zu suchen, der am allerschlimmsten darin sein soll, Irrlehren zu verbreiten und andere ins Verderben zu locken. Wir sollen ihn hinüberbringen, dann mag er sich seiner Haut wehren. Wir geben ihm nur in aller Freundlichkeit das Geleite, dann wird ihm schon geholfen werden, ha ha . . ! Den Weg zu ihm suchten wir, aber man führte uns mit der verdammtesten Falschheit und Bosheit an der Nase herum. Er heißt Phocas — vielleicht weißt du, wo er zu finden ist?"

Phocas war gerade im Begriffe, ihnen seine schönste irdene Schüssel mit runden roten Äpfeln hinzutragen. Wie er seinen Namen nennen hörte und das Ganze begriff, knickten seine Knie ein, und die Äpfel schienen von selbst an den Rand zu hüpfen und waren nahe daran, zu Boden zu fallen. So rasch er konnte, bestrebte er sich, das Gleichgewicht wieder zu erlangen, und es glückte ihm. Die Früchte rollten wieder zurück, aber die Hände zitterten noch immer mit ihrer Bürde. Er lächelte verlegen ob seiner Unbehilflichkeit und wußte nicht, was er erwidern sollte.

Die beiden Männer sahen ihn an und dachten: Vielleicht ist er ein Freund dessen, den wir suchen. Er scheint ein guter, alter Hansnarr, und wir wollen ihn nicht gerade jetzt in die Enge treiben, wo er uns bewirtet. Morgen ist Zeit genug, und übrigens gilt es ja noch andere.

Sie wiederholten daher ihre Frage nicht, und Phocas stellte die Äpfel auf den Tisch und zog sich ein Stück zurück, wartend, was er noch weiter für sie tun konnte, den Fuß bereit, vorzutreten. Aber sein Blick war ein wenig abwesend und mußte sich unablässig senken, wenn er über ihre Köpfe bald hierhin, bald dorthin zu all den bekannten Gegenständen seines Heims schweifte.

Als sie ihre Mahlzeit beendet hatten, führte er sie in das Schlafgemach und wünschte ihnen gute Ruhe.

„Wo wirst du selbst liegen?" fragten sie gutmütig; denn sie merkten, daß nur ein Bett im Hause war.

„Bekümmert euch nicht darum, meine Freunde!" antwortete er. „Ich finde schon ein Plätzchen. Ich habe auch vorher noch einiges zu tun." Und damit verließ er sie.

Er ging in den Garten und tastete sich zu einer Stelle auf dem Gipfel des Hügels, die ihm um ihrer Aussicht willen sehr lieb war. Am Morgen, wenn er nach der Kühle des Taufalls das Blut durch Arbeit in munteren Kreislauf gebracht hatte, pflegte die Sonne gerade gegenüber und ganz in gleicher Höhe mit ihm hervorzuspringen. Es war dann, als gäbe es nichts anderes in der stummen Welt als des Himmels goldene Flammen und die feierlich scheue, seltsam erregte Seele, die ihre Kleinheit fühlte, aber doch wußte, daß sie mit zu diesem gehörte. Den ganzen Tag war es dort schöner als irgendwo, weich glitten die Bodenlinien unter den grünen Bäumen dahin, und in weiter Ferne war ein blauer Rand von Bergen. Nun sah man nichts davon, denn es war ganz finster. Nur die Glühwürmchen zogen ihr leuchtendes und wieder verschwindendes Netzwerk von Funken.

Phocas fand seinen Spaten und seine Hacke und grub den Rasen auf. Ein wenig weh-

mütig dachte er daran, daß er jetzt unmöglich sehen konnte, ob er dabei Blumen beschädigte; aber er arbeitete dennoch unverdrossen und legte die Erdstücke vorsichtig in derselben Ordnung beiseite, in der er sie herausgenommen hatte. Es beglückte ihn zu wissen, daß der Ort bei Licht so schön war.

Er grub die Grube sehr tief, und sehr mühevoll war es, als er auf den harten Ton stieß unter den fetten Schichten des Erdreichs, das er so gut kannte, und von dem er wußte, daß es lichtbraun, blank und voll Leben war, sowie man es nur der Sonne zukehrte.

Wer hätte glauben können, daß es dort unten so starr und tot ist? dachte er und wurde betrübt und erschauerte beinahe bei dem Gedanken daran. Bah, unterbrach er sich, was bedeutet das, wenn die Hülle darüber so schön und reich blühen kann, wie sie es tut?

Es dauerte ein gut Teil der Nacht, bis er fertig wurde, und er war sehr müde.

„Es lohnt gar nicht, daß ich jetzt hineingehe," sprach er laut zu sich selbst, „ich könnte sie ja aus ihrer Ruhe wecken. Das wäre auch für mich nicht gut, denn da würden sie sich erzürnen. Die Luft ist mild und herrlich in Gottes stiller Welt. Ich schlafe hier ebensogut."

Und er legte sich an den Rand des Grabes und bettete sein Haupt auf das herausgenommene Rasenstück.

Er konnte nicht so bald einschlummern, und wie er sich hin und her warf, kam er so zu liegen, daß das Antlitz gerade emporgewandt war und die Augen in den Himmelsraum blickten, der sich vor dem Blicke wölbte und immer höher und größer wurde, je länger man hineinstarrte. Er war sehr tiefblau, aber gar nicht mehr so dunkel als er früher schien. Eher war er aus einem matten Lichte zusammengesetzt, das sich in tausend Bündeln ausspann und mit allen begegnenden Strahlen verschmolz. Der Himmel war ganz voll von Sternen; sie nahmen kein Ende, wohin man auch sah. Unaufhörlich fand er neue, wo es zuerst leer zu sein schien.

Sie stehen wie Tausendschönchen im Grase, dachte er; zuerst merkt man nur einige, aber wenn man den Blick stillhält, entdeckt man immer mehr und mehr, die halb zwischen Blättern und Halmen verborgen sind. Und er freute sich, daß er nun durch diese Ähnlichkeit die Sterne besser zu verstehen meinte als früher. Sonst hatte die Wölbung des Nachthimmels ihn mit ihrer wunderlichen, kühlen und stummen Größe eher ein wenig erschreckt. Wenn er von den Andachtsstunden heimgewandert war, da waren ihm all diese Lichter wie ewige Ströme von Fragen erschienen, die kaum in Menschenworte eingeschlossen werden konnten, aber dennoch gleichsam von jedem Antwort heischten: Wer bist du, was lebt in dir? Nun war er ihnen gut und begegnete, ohne mit der Wimper zu zucken, ihrem Blicke. Lange lag er so, endlich schlossen sich seine Augen, und er schlummerte ein.

Gegen Tagesanbruch, als es kühl wurde, ward er langsam aus seiner bewußtlosen Ruhe gehoben, und ein Traum kam über ihn.

Er wurde emporgetragen. Wie es zuging, wußte er nicht, aber er fühlte deutlich den Hauch der Luft um Glieder und Antlitz in leicht erschauernder Betäubung. Der Kopf sank nicht zurück, die Füße hatten keine Schwere. Über sich sah er die Sterne, aber viel näher als je sonst, viel größer und klarer. Sie waren ganz wie die Blumen geformt, mit denen er sie verglichen hatte; jeder Strahl war eines der zahllosen Blätter, keines ganz wie die anderen, wie klein sie auch waren. Ein jedes hatte auch seine besondere Farbe, leuchtend weiß, mit rosigen und goldigen Schattierungen.

Er hatte sie nie zuvor so schön gesehen. Das ist die Schuld meiner Augen gewesen, dachte er; wie glücklich bin ich doch jetzt, daß ich sie so erkennen darf, wie sie sind! Und hier und dort zwischen ihnen glänzten andere größere Blumen, wunderbare, niemals geahnte. Es waren zitternde Flammen von Gelb und Rot, zur Einheit zusammengeschlossen und nach außen gebogen, wie die Blätter der Rosen, ehe die Blüte eine einzige Stunde entfaltet ist. Es waren leuchtende kleine Sonnen, die eine ganze Welt von Leben in ihren Strahlenkreis zu bannen schienen. Es waren Lilienblüten, weiß wie die Fackel des Morgenhimmels, mit brennendem Lilienblut, das sich in seltsamen Zeichnungen nach innen zu pochenden Herzen zog.

Phocas konnte sich nicht satt sehen, und wie groß und wie fremd in seiner Größe es auch war, so jubelte er doch allem in Wiedererkennen zu.

Ich verstehe sie ja, sagte er, ich bin ja stets unter ihnen einhergegangen, obgleich meine Augen damals zu trübe waren, um sie in all ihrer Herrlichkeit zu schauen. Bei ihnen habe ich mein Tagewerk gehabt. Sie schienen da-

mals gering, so wie meine Arbeit und ich, aber nun sehe ich ja, was in allem lag. Und er streckte die Arme aus, um sie an sich zu ziehen, um zu prüfen, ob Duft in den Blumen sei, und ihre kühle, feine Haut zu fühlen.

Seine Hand schlug hart auf feuchte Erde und Gestein, und er erwachte. Über sich, aber viel weiter weg als in der Nacht, sah er den Himmel, bleich von dem Lichte, das heranzog, sah er die Sterne blasser und kleiner, schwächer und zitternder, ferner, als er sie je zuvor gesehen. Aber er lächelte noch dem zu, was er geschaut hatte; er kannte sie wohl und nickte freundlich, ebensosehr zum Wiedersehensgruß wie zum Abschied.

Er erhob sich und merkte, daß ihm sehr kalt war und er von Frostschauern geschüttelt wurde. Er sah das Grab an, das er im Dunkeln gegraben, fand die Arbeit so wohl verrichtet, als man nur begehren konnte, und ging, um seine Gäste zu wecken.

Als sie herauskamen, war es schon bleicher und deutlicher Frühschein, und der Greis ging weiß, gebeugt und frierend ihnen voran zu dem Platze, wo er die Nacht zugebracht hatte.

„Ich bin Phocas, den ihr suchet," sagte er. „Nun will ich euch um eines bitten. Nehmt mich nicht mit dort hinab! Dort ist nichts Gutes; ich passe auch nicht hin, denn dies war meine Welt. Hier möchte ich ruhen, und darum habe ich — es so gut bereitet, als ich konnte. Alles ist in Ordnung. Nun ist keinerlei Mühe für euch dabei, nicht wahr, ihr Freunde? Mein Leben zu nehmen, darauf kommt es ja doch an, dann kann ich niemandem mehr ein Ärgernis geben. Nehmt es hier an dieser Stelle, die mir sehr teuer gewesen ist!"

Die beiden Männer waren bestürzt und wollten nichts mehr von ihrem Auftrag hören.

„Wir sagen, daß wir dich nicht gefunden haben," antworteten sie. „Fliehe du! Wir wollen dir nichts Böses tun, dir, der du uns so liebreich empfangen hast."

Doch Phocas wurde sehr eifrig und beinahe ein wenig heftig vor Ungeduld, daß es ihm wie gewöhnlich nicht geglückt war, seine Worte so zu setzen, daß man ihn gleich verstand.

„Wie sollte ich fliehen können?" antwortete er. „Seht euch doch um! Hier muß ich doch sein, hier habe ich gelebt. Wenn ihr euch weigert, schickt man nur andere, böse Menschen vielleicht, die nicht einmal einen Bissen bei mir essen, sondern mich nur binden und fortschleifen. Ihr würdet auch Vorwürfe bekommen, vielleicht Schlimmeres, weil ihr euren Auftrag nicht erfüllt habt — das taugt alles nicht, das müßt ihr doch verstehen. Nein, tut, wie ich euch gesagt habe; laßt mich hier mein Leben enden!

Das war mein erster Gedanke gestern abend, als ihr mich beinahe erschrecktet, denn es sah so unmöglich aus... Dann ging ich hierher und grub das Grab; denn wäre diese Arbeit noch bevorgestanden, dann hättet ihr wohl nicht auf mich gehört. Damit hättet ihr euch wohl um meinetwillen nicht mühen wollen. Aber nun, was ist es nun? So leicht wie man ein Ei aufschlägt, macht ihr mir ein Ende; dann schaufelt ihr das hier auf mich herab, soviel Platz hat. Den Rasen habe ich schon zurechtgelegt, den möchte ich über mir haben. Freilich wollte ich gern, daß ihr es recht sauber macht, damit man es kaum merkt, daß man hier etwas angerührt und gestört hat."

Die beiden Männer konnten sich nicht genug über ihn verwundern. Sie starrten und starrten ihn nur an.

„Da du so erpicht darauf bist zu sterben," sagten sie, „und da ja manches Wahre daran sein kann, was du da von der Verantwortung sagst... wohlan, so sei es, wie du es begehrst! Das dachten wir nicht, daß wir es dir so vergelten müßten, als du gestern abend mit den Äpfeln zu uns kamst. Aber sage uns zuerst, warum du gerade in diese Stelle so verliebt bist! Du hast doch nicht vielleicht hier etwas versteckt, oder wie?"

Und es kam ein dummschlauer, harter Zug in ihre Gesichter.

Phocas lächelte so treuherzig, daß er sogleich jeden Verdacht zerstreute und sie ihre Habsucht vergaßen.

„Es ist der Blumen wegen," sagte er, „der Aussicht wegen auch, obzwar ich die ja nicht mehr sehen kann."

„Ja, die Blumen wirst du wohl auch nicht sehen." Und sie lachten ihn wiehernd aus. Sie begannen ihn so wunderlich zu finden, daß ihr erstes Mitleid und ihre Bewunderung für seinen Mut einer rohen, gutmütigen Geringschätzung Platz machte.

„Wer weiß, meine armen Freunde! Ich weiß doch immerhin, daß sie da sind. Und gerade heute nacht, als ich hier schlief und träumte, sah ich sie. Viel mehr sah ich. Es ist ein guter Platz zum Schlummer, ich habe ihn erprobt. Seid ihr nun bereit?"

Und er sank auf dem äußersten Rande des Grabes auf die Knie, so daß der Körper von selbst herabfallen mußte, von dem bloßen Schwung des Schlages.

Seine Büttel taten alles, worum er sie gebeten, und als sie wieder unter die Leute kamen, erzählten sie von dem seltsamen Alten. So ward sein Schicksal bekannt, und die Menschen schlichen sich zu der Stelle, wo er lag, und beteten dort lange und dachten schön und innig an ihn.

Mit der Zeit wurde er als ein Heiliger angesehen, und da jeder solcher seinen besonderen Kreis von Menschen hat, die ihn notwendiger brauchen und mit der Zeit bestimmtere Hoffnungen an ihn knüpfen als andere, wurde Phocas der Schutzpatron derer, die in der Erde graben und in der Stille den Beruf des Gärtners und Pflanzers ausüben. Aber auch über den ganzen Garten mit seinen Beeten und Obstbäumen und Saaten soll sich seine freundliche Macht erstrecken, so daß Schnecken und schädliche Tiere sich fernhalten und die Früchte sich runden und die Rinde sich erneut und die Blumen fröhlich und sanft in ewiger Jugend im grünen Grase stehen.

Neapolitanische Kirchenfeste.

Von Dr. Jakob Job, Neapel.

(Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.)

1. Das Fest der Lilien zu Nola.

Ich habe in Süditalien manch merkwürdiges Kirchenfest gesehen, das merkwürdigste aber doch wohl in Nola. Die wenigsten Italienfahrer werden diese kleine Stadt östlich von Neapel kennen, und doch knüpft sich manche Erinnerung an ihren Namen. Aus ihrer Gegend stammt eine Reihe der herrlichsten griechischen Vasen im Museum zu Neapel. Vor ihren Toren schlug Claudius Marcellus den umsonst gegen die Stadt anstürmenden Hannibal. Kaiser Augustus starb hier. Giordano Brunos Wiege stand in der kleinen Stadt. Einer der bedeutendsten süditalienischen Bildhauer, Giovanni da Nola nennt sich nach seiner Geburtsstadt.

Heute freilich bietet die kleine, abseits liegende Provinzstadt kaum etwas Interessantes; sie ist ein ziemlich unansehnlicher, stiller Ort von Bauern und Handwerkern. Aber einmal im Jahr hat sie ihren großen Tag, am letzten Sonntag im Juni: Das Fest der Lilien, ein Kirchenfest zu Ehren des heiligen Paulinus, eines Bischofs aus dem fünften Jahrhundert. Seine Geschichte ist in einem lateinischen Epos, der Paolineide, besungen worden, und an seinem Fest werden in den Straßen unzählige bunte Bilderbogen feilgeboten, die seine Geschichte in Wort und Bild darstellen. Gregorovius erzählt sie in seinen „Wanderjahren in Italien". Zwei Dinge sind es, die den Bischof im Gedächtnis des Volkes lebendig erhalten haben: die Erfindung der Kirchenglocken, die ihm zugeschrieben wird, und eine gute Tat. Der einzige Sohn einer nolanischen Witwe war geraubt und in die Sklaverei geschleppt worden. Da machte sich der Bischof auf, um den Jüngling auszulösen und an seiner Statt die Sklavenketten zu tragen. Sein Opferwerk gelang, und als er wieder zurückkehrte, zogen ihm die Nolaner entgegen, und unter seltsamen Zeremonien, Tänzen und Gesängen führten sie ihn in die Stadt und auf seinen Bischofssitz zurück. Und heute noch, nach Hunderten von Jahren feiern die Nolaner dieses Fest der Erinnerung an San Paolino, zu dem eine ungeheure Menschenmenge aus den umliegenden Dörfern Campaniens, nicht zuletzt auch aus Neapel zusammenströmt.

Kaum hatten wir den kleinen Bahnhof verlassen, als wir uns mitten in einem Gewoge von Menschen befanden, welche die Straßen ausfüllten und gegen den Domplatz drängten. Langsam drückten wir uns vorwärts, schoben, wurden geschoben, getrieben, verschlungen von dem riesigen Strom. Da erschreckte uns plötzlich donnernde Musik, und aufschauend gewahrten wir ein seltsames Ungetüm, das sich unter dem Jubel des Volkes gegen uns bewegte. Es war ein riesiger hölzerner Turm, schlank und spitz, ein mächtiger Obelisk, wohl zwanzig Meter hoch, so daß seine Spitze noch ein beträchtliches Stück über die Hausdächer emporragte. Wie er sich bewegte, war uns unergründlich, aber er bewegte sich, tanzte zu den Klängen eines Foxtrott vorwärts, schaukelnd, wiegend, sich wendend und drehend. Es war in der engen Straße ein fast beängstigender Anblick, wie sich dieses Ungetüm den Weg durch die Menge bahnte.